

# Historiographischer Optimismus

Ein Gespräch zwischen Götz Aly, Werner Lausecker und Albert Müller

Albert Müller: Das große Aufsehen, das auf dem Deutschen Historikertag 1998 entstanden ist, drehte sich vor allem auch um Götz Alys Vortrag über die Involvierung von Historikern wie Werner Conze und Theodor Schieder in den Nationalsozialismus. Wenn man einen Vergleich sucht an öffentlicher Aufregung und öffentlicher Reaktion, findet man nur wenig Vergleichbares, etwa die Fischer-Kontroverse in den sechziger Jahren, die, wenn auch mit anderer Zielrichtung, eine ähnliche Breitenwirkung über die Grenzen des Faches hinaus hatte.

Götz Aly: Der Vergleich mit der Fischer-Kontroverse ist ein paar Schuhnummern zu groß. Fritz Fischer ging es ja wirklich um etwas, nämlich um die auch uns noch im Unterricht gelehrt behauptung, die großen Mächte seien 1914 in den Krieg hineingeschlittert und so richtige Schuldige könne man nicht ausmachen. Mit dieser Frage setzte sich Fischer auseinander und brachte damit praktisch die gesamte Historikerzunft in Deutschland gegen sich auf. Nachhaltig konnte er ein liebgewonnenes nationales Selbstbild revidieren, das ja auch eng mit dem „Unrecht von Versailles“ und so weiter in Verbindung steht.

AM: Liebgewonnenes ist ja auch am Deutschen Historikertag 1998 verlorengegangen, das schon viel früher hätte verloren gehen können.

GA: Müssen! Aber das hat etwas mit der sich selbst übermäßig wichtig nehmenden

Historikerzunft zu tun, und ihren immer noch autoritären Strukturen. Sie hält am Mythos der Unbeflecktheit fest. So gab es in Frankfurt am Main kaum eine Auseinandersetzung um Tatsachen, wir nahmen eher an einer Art psychodynamischer Sitzung teil. Was man damit vielleicht erreichen kann, ist, daß Historiker sich in Zukunft auch nicht wichtiger nehmen als Lehrer, Polizeioffiziere, Hausärzte, Steuerberater oder Verwaltungsjuristen.

Werner Lausecker: Wir sind ja mit dem erstaunlichen Phänomen konfrontiert, daß Historiker, deren Beruf es ist, mit Geschichte umzugehen, im Vergleich mit nahezu allen anderen wissenschaftlichen Disziplinen anscheinend die längste Zeit gebraucht haben, um in einen intensiveren Prozeß der Thematisierung und Reflexion der NS-Geschichte des eigenen Faches einzutreten.

GA: Naja, jedenfalls ziemlich lange.

AM: Ich glaube, man muß hier, und das macht für mich das eigentlich Wichtige an dieser Kontroverse um das Vordenkermodell aus, zwei Dinge klar unterscheiden. Es gab natürlich auch bei den Historikern spätestens seit den sechziger Jahren so etwas wie eine Tradition der ideologischen Kritik am eigenen Fach. Allerdings betraf sie nur isolierte Bereiche, etwa das Frank-Institut. Man stellte fest, was dort gemacht wurde, um dann einerseits eine Abspaltung eines solchen Bereiches – als nicht den Normen des Faches entsprechend – zu erreichen, und an-

dererseits die Geschichte als zwar ideologisch teilweise kontaminiert, im Grunde aber unberührt durch die ominösen NS-Jahre darzustellen. Die wesentliche Änderung in dieser neuen Welle der Kritik besteht ja darin, einen Nachweis geliefert zu haben, daß es eine viel stärkere unmittelbare Involvierung in das Gegeben hat, was heute gerne als Täterschaft gesehen wird, einschließlich der Beteiligung an oder der Vorbereitung von Massenvernichtungsprozessen. Das ist ein neues Element, und hier, in dieser Ernsthaftigkeit, in diesem neuen, nicht mehr bloß als wechselnde politische Sichtweise analysierbaren Bereich, entsteht dann auch eine neue Abwehrhaltung gegenüber dieser Kritik.

GA: Man kann ja vielleicht einmal das Beispiel der Ärzte bemühen. Viele Ärzte haben zwar den Nürnberger Ärzteprozeß sehr ungnädig aufgenommen; aber es konnte zunächst der Schluß gezogen werden, daß maximal dreihundert Ärzte an dem Verbrechenssystem teilgenommen hätten. Und dann dauerte es sehr lange – der Prozeß der Selbstbesinnung hat im Grunde erst vor zwanzig Jahren eingesetzt –, bis zur Kenntnis genommen wurde, daß beispielsweise Sterilisierungs- und Euthanasieverbrechen fast die gesamte Ärzteschaft mit einbezogen. Praktisch jeder Hausarzt hatte die Schweigepflicht gebrochen, die Beteiligung war außerordentlich breit gewesen, so wie die Begeisterung oder die innere Zustimmung für solche Maßnahmen. Der Widerstand hingegen war verhältnismäßig gering.

Bei den Historikern waren für den Prozeß der Schuldabwälzung Leute sehr geeignet, die sich 1945 selber eine Kugel in den Kopf schossen, wie beispielsweise Walter Frank. Für die Agronomen machte das Herbert Backe, er erhängte sich. Das waren schließlich auch Selbstmorde, Selbstentleibungen zugunsten des eigenen Standes. Man kann das auch als Op-

fer sehen, um es den anderen anschließend leichter zu machen. Auf jemand wie Frank konnte man Schuld gut und bequem abwälzen. Die Änderung im Prozeß der Selbstbesinnung ist bei den Historikern sehr spät eingetreten, wohl einfach aufgrund dieser besonderen Überbetonung der eigenen Wichtigkeit. Der Chefarztmythos brach schneller und früher zusammen als der Chefhistorikermythos.

WL: Mir erscheint das Phänomen der langen Nichtthematisierung der Mittäterschaft von Historikern erklärungsbedürftig. Liegen die Ursachen dafür in einer speziellen Art des NS-Engagements von Historikern oder eher in den Spezifika der Situation nach 1945?

GA: Wahrscheinlich ist auch die Zeit nach 1945 von Bedeutung. Denn wenn man sich Schieder und Conze anschaut, aber auch Karl Dietrich Erdmann, so müssen zwei oder drei Dinge beachtet werden. Einmal, sie trugen alle dazu bei, daß ein falsches, gewissermaßen unterkomplexes Bild des Nationalsozialismus entstand. Das taten sie, könnte man sagen, auch in höchst eigenem Interesse, beziehungsweise weil es auch den Intentionen großer Teile der Bevölkerung und der Mehrheit der deutschen Eliten entsprach. Und vermutlich braucht man dergleichen, um neu anzufangen.

Das Nächste ist die sehr einflußreiche Bildung historischer Schulen in Deutschland, die in engem Zusammenhang mit dem Problem der Berufungspolitik steht. Dort werden Fragen wie: Was ist Geschichte?, wie wird sie richtig erforscht? ausgehandelt. Dem Fremden, dem Randständigen, dem Anderen wurde in Deutschland sehr wenig Platz eingeräumt. Die schulmäßige Formierung der deutschen Geschichtswissenschaft stand auch unter den Auspizien des Kalten Krieges, insbesondere der Auseinandersetzung zwischen BRD und DDR. Historiker waren durch die-

se Rahmenbedingungen vor den Problemen der Geschichte der eigenen Disziplin gewissermaßen besser geschützt als etwa die Ärzte, weil sie auch in dieser Zeit eine ideologisch-staatstragende Funktion ausübten. Auch wenn sie es ganz anders machten oder machen wollten, waren sie eben doch auf der jeweils einen Seite, sie bauten Legitimitätsbrücken für die jeweiligen Staaten diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs.

Und drittens scheint mir, daß sie insgesamt als besonders modern und auch offen gegenüber dem Neuen, speziell gegenüber neuen Methoden, gelten wollten. Man sieht es auch heute ganz ungerne, daß ausgerechnet das Neue, das methodisch Fortschrittliche, in irgendeiner Form mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht wird. So erkläre ich mir auch den massiven deutschen Widerstand gegen das Buch *Vordenker der Vernichtung* von Susanne Heim und mir.

AM: Kommen wir noch einmal kurz auf den zuerst genannten Punkt zurück. Schieder, Conze, Erdmann entwickelten ein unterkomplexes, unvollständiges und möglicherweise falsches Bild des Nationalsozialismus. Das ist ja nicht auf diese drei beschränkt, das gab es auch in der DDR, ja das gab es auch – auf ganz andere Weise – unter den in die USA emigrierten Historikern und Sozialwissenschaftlern. Man kann anhand von Details oder auch anhand ganz großer ungelöster Probleme die Behauptung aufstellen, daß heute immer noch ein unterkomplexes und möglicherweise falsches, jedenfalls unvollständiges Bild des Nationalsozialismus besteht. Das Phänomen erscheint jedenfalls nicht auf die Personengruppe beschränkt, die selbst involviert war.

GA: Das Phänomen ist nicht darauf beschränkt. Aber man muß sich doch fragen, warum es beispielsweise solange gedauert hat, bis Raul Hilberg ins Deut-

sche übersetzt worden ist. Man muß sich fragen, warum Robert Koehls Buch über den Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums in Deutschland praktisch überhaupt nicht wahrgenommen wurde. Die Mythisierung des Nationalsozialismus entspricht, das muß man einfach sagen, einem doppelten Bedürfnis der überlebenden Generationen. Die ehemals involvierten Mittäter, geistigen Miturheber und Begleiter hatten nach 1945 mitunter ähnliche Bedürfnisse wie die überlebenden Opfer: nämlich das Ereignis Holocaust als etwas ganz und gar Ungewöhnliches aus dem Gang der Geschichte, der deutschen, der mitteleuropäischen Geschichte, herauszunehmen und so zu bannen. Und zwar aus ganz unterschiedlichen und gegensätzlichen Gründen. Es war für die Überlebenden in Deutschland und es war für viele exilierte und entronnene Überlebende in Israel, in den USA leichter, mit einem Geschichtsbild zu leben, das auf Wahn und Terror abhebt und das System so beschreibt, daß es im Grunde von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr menschenmöglich war, zu steuern oder einzugreifen. Es war einfacher, es ganz außerhalb der Moderne, ganz außerhalb der deutschen Kontinuitäten und der deutschen Eliten, die ja auch mit der assimilierten jüdischen Elite eng verwoben waren, anzusiedeln.

AM: Das enthebt uns natürlich nicht der Frage, daß es auch so etwas wie Diskontinuitäten gibt, für die entsprechende Metaphern formuliert wurden, wie Stunde Null usw. Eine dieser Metaphern, die erst im letzten Jahrzehnt favorisiert wurde, ist die des Zivilisationsbruches.

GA: Mit dieser Metapher konnte ich noch nie etwas anfangen. Folgendes ist klar: Wenn man anfängt, Leute zu foltern, in GESTAPO-Kellern zu erschießen und in „wildem“ KZs zusammenzuschlagen, so daß sie entweder drei Tage später sterben

oder völlig traumatisiert und verändert die Folterstätten wieder verlassen, dann ist schon 1933 ein Bruch der „Zivilisation“ gegeben. Aber derartige unterscheidet sich natürlich im Prinzip zunächst nicht von dem, was sich im Rahmen der Freikorpskämpfe und der revolutionären Ereignisse 1918/19 in Deutschland und in den Randzonen gegenüber Polen oder unten in Kärnten, in Ungarn, im ungarisch-rumänischen Verhältnis abgespielt hat. Bezieht man aber den Begriff Zivilisationsbruch auf den Aufbau des Systems der Vernichtungslager, der ja doch erst 1941 stückweise stattfindet, oder auf die Euthanasiamorde 1939, dann ist das etwas ganz und gar Neues. Dann wäre das also der absolute Zivilisationsbruch. Aber wenn man dies so spät ansetzt, dann kommen diejenigen, die den Begriff vortragen, in Schwierigkeiten, weil sie dann den Vorlauf bis 1939 oder 1941 beschreiben müßten – als langsamen Prozeß des Zivilisationsbruchs; man müßte dann besser die Schritte des Zivilisationsverlustes beschreiben.

Wenn ich mich mit diesem Begriff anfreunden wollte, dann würde ich sagen, ein Zivilisationsbruch findet jedenfalls 1939 statt, mit den Geisteskrankenmorden. In der bürokratischen Systematik, mit der das geschieht, lag damals etwas Neues, das nicht mit einem anderen Ereignis, das sich zum Beispiel unter der sowjetkommunistischen Herrschaft zugetragen hat, vergleichbar ist. Wenn man aber diesen Komplex Geisteskrankenmorde betrachtet, dann sieht man rasch, daß die Diskussion darüber sich aus unendlich vielen Quellen des zwanzigsten Jahrhunderts speist, daß sie partei-, fraktions- und schichtübergreifend geführt wird, und daß sie eng verbunden ist mit der ganzen Säkularisierung des Denkens. Wählt man nun diese Perspektive, dann handelt es sich aber um keinen Zivilisationsbruch, son-

dern ganz im Gegenteil, so könnte man zugespitzt sagen, um ein *Ergebnis* der Zivilisation, der modernen Zivilisation, soweit sie sich aus den Fesseln des religiösen Denkens löst, den Nutzen, die Wohlfahrt des Menschen in den Mittelpunkt stellt, sich mit der sozialen Frage wirklich konfrontiert, die Verhältnisse nicht mehr als naturgegeben hinnimmt, sondern als veränderbar begreift. Dann hat man also für das Jahr 1939 und die Entscheidung für die Aktion-T4 einen knapp hundertjährigen Vorlauf, und schließlich bleibt am Ende nur die Frage, warum geschah dies gerade in Deutschland und in dieser, das möchte ich schon so sagen, barbarischen Konsequenz.

AM: In den Vereinigten Staaten hatte man sich ja aus dem gleichen Diskussionszusammenhang heraus in den zwanziger und dreißiger Jahren auf Sterilisierungsprojekte beschränkt. Der Unterschied ist tatsächlich erklärungsbedürftig.

GA: Die Ärzte in Nürnberg haben sich ja auch mit Hinweisen auf andere Länder gerechtfertigt, das war Teil ihrer Verteidigungsstrategie. Und manche dieser Projekte sind ja auch gar nicht in Deutschland erfunden, sondern importiert worden, sie fanden nur bei uns Resonanz, einen fruchtbaren Boden. In manchen Ländern funktionierte die Trennung von Staat und Gesellschaft einfach besser als gerade in Deutschland, in manchen Ländern kam es zu keiner derart totalitären Verklumpung. Resümierend gesagt: es gibt historische Unterschiede, die in der Verfassungsordnung, die in der Niederlage im Ersten Weltkrieg, die in der besonderen Anziehungskraft des nationalsozialistischen Staates in den ersten Jahren und die in der systematischen Ausschaltung der Alternativen gesucht werden können. Aber auch Erklärungen solchen Typs, von denen eine Reihe weiterer angeführt werden könnte, erscheinen oft dann als zu kurz gegrif-

fen, wenn man sich dem Problem biographisch nähert. Die Euthanasiamorde wurden ja von denjenigen vorangetrieben, die die Psychiatriereformer der Weimarer Zeit waren. Ich nenne zwei exemplarische Figuren: Paul Nitsche, der unter der sozialdemokratischen Regierung in Sachsen die gesamte Psychiatriereform vorgebracht hat, und Valentin Faltlhauser, der dasselbe in Bayern unter einer konservativen Regierung, und zwar auch gegen konservative Widerstände, tat. Wir haben es also mit einem allgemeineren Modernisierungselement zu tun. Dazu kommt eine Figur, die man, glaube ich, sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart antrifft, die Figur des zunächst überengagierten, bald aber frustrierten Reformers, der sich dann nur noch aufs Technokratische konzentriert, um schließlich ins Menschenfeindliche zu regredieren.

AM: Diese nun mehrfach gegebenen Hinweise darauf, daß es einzelne Dimensionen der NS-Gesellschaft gab, die mit dem Begriff der Modernisierung beschreibbar und analysierbar gemacht werden können, heißt ja wohl nicht, daß denen recht gegeben werden kann, die Modernität oder Modernisierungsdrang dem Nationalsozialismus insgesamt zuschreiben. Wo zieht man genau eine Trennlinie zwischen diesen gewiß überzogenen Varianten à la Zitelmann und einem stärker sachbezogenen, oder bereichs- oder dimensionsbezogenen Gebrauch des Modernisierungsbegriffs im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus?

GA: Wahrscheinlich wird man sich doch mit gutem Gewissen auf so altmodische Definitionen, wie sie von Karl Dietrich Bracher schon in den sechziger Jahren gegeben wurden, zurückziehen können. Bracher betonte den merkwürdigen Doppel- oder Mehrfachcharakter des nationalsozialistischen Staates und der nationalsozialistischen Gesellschaft, die, das war ja auch das Erfolgreiche an ih-

rer Ideologie, Raum schuf für ganz unterschiedliche Konzeptionen. Sie nahm einmal die massiven Ängste und Leiden der Menschen in der Moderne oder an der Moderne auf. Das Reichserbhofgesetz zum Beispiel, das ja mit einer Entschuldung der Landwirtschaft und mit einer autokratischen Beendigung der Erbteilung verbunden war, reagierte auf bäuerliche Unsicherheit, auf den Verlust traditionell bäuerlichen Lebens, der sich im neunzehnten Jahrhundert seit der Bauernbefreiung vollzog. Die Probleme der Mechanisierung, der Abhängigkeit von Markt und Ernte, des plötzlichen Ausgeliefertseins an das Kapital, die mit dem Ende der Prädominanz der Subsistenzwirtschaft einhergegangen waren, wurden im Reichserbhofgesetz positiv aufgenommen. Mechanismen wurden etabliert, die ja übrigens bis heute in der EU-Markordnung lebendig sind. Erstmals, jedenfalls in Deutschland, gab man den Bauern, dem „Reichsnährstand“, eine gewisse tarifliche Sicherheit. Durch eine Reform von oben wurde erreicht, was für die Arbeiterschaft die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten erreicht und durchgesetzt hatten. Das ist der eine Punkt.

Zugleich stößt das System bald an seine Grenzen, weil es nicht oder nur in Grenzen funktionierte, und rasch rückte der Expansionismus in den Vordergrund. Die ‚Bauern-Frage‘ schien am besten gelöst zu werden, indem man „Lebensraum im Osten“ schuf. Das wurde auch vor 1939 ständig diskutiert, obwohl zuerst Projekte der „inneren Kolonisation“ im Vordergrund standen. Ähnliche Projekte finden wir ja auch in Holland, in den USA, in der Sowjetunion. Aber es ist auch ganz typisch, daß die Projekte der „inneren Kolonisation“ der Weimarer Zeit 1933 sofort mit Zwangsarbeit verbunden wurden. Zu den ersten KZs gehörten die Emsland-Lager, – das Moorsoldatenlied erinnert daran.

Wir sind vom Modernisierungsbegriff ausgegangen. Wenn man die Landwirtschaft hernimmt, so haben wir zugleich die Blut und Boden-Ideologie, die scheinbare Hebung der Bauern, die dem Konflikt zwischen Stadt und Land ausgesetzt waren, der ja schon im *Kommunistischen Manifest* eine große Rolle spielt, aber auch in der gesamten Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, und natürlich speziell im Nationalsozialismus mit seiner Rezeption etwa der Christallerschen Ideen. Aber erreicht wird all das dann in Mitteleuropa erst in der Gegenwart, glaube ich. Erst jetzt sind wir langsam in einem Zustand, wo wir, in Deutschland und in Österreich nicht mehr vom „Idiotismus des Landlebens“ zu sprechen brauchen.

Womit man die Frage nach der Modernität des Nationalsozialismus wohl am stärksten brechen muß, ist die Verachtung des Individualismus und die Uniformierung des Lebens, die dem Modernen entgegensteht. Und damit im Zusammenhang kam es im Inneren der nationalsozialistischen Gesellschaft auch zu relativ vielen Reibungen, vor allem auch unter den Eliten. Wenn Mitglieder der akademischen Eliten sich an ‚Widerstand‘ erinnern, dann zum Beispiel daran, daß sie sich geweigert hätten, zu irgendeinem Treffen die Parteiuniform anzuziehen oder überhaupt an irgend einem Aufmarsch teilzunehmen.

AM: Das wurde dann als der „proletarische“ Charakter der Nationalsozialisten bezeichnet, mit dem sich Mitglieder der Eliten nicht identifizieren wollten, das gilt ja auch für einen Teil der Nazis an den Universitäten.

WL: Zum Zusammenhang Modernität und Nationalsozialismus sollten mehrere Diskursstränge genauer unterschieden werden. Einerseits gibt es die Tradition eines apologetischen Diskurses, so würde ich das nennen, der schon kurz nach

1945 mit Meineckes *Die deutsche Katastrophe* und Gerhard Ritters *Europa und die deutsche Frage* begann. In diesen Büchern wurde die Auffassung vertreten, daß der Nationalsozialismus eher eine Folge europäischer Entwicklungen seit der Französischen Revolution sei als eine deutsche Besonderheit. Ein Bruch mit der deutschen Geschichte wird hier nachdrücklich behauptet. Aber wir haben auch einen anderen Diskurs, der mit Horkheimers und Adornos *Dialektik der Aufklärung* beginnt und sich über Hannah Arendt bis hin zu Zygmunt Bauman fortsetzt.

GA: Und Horkheimer/Adorno und Hannah Arendt, das ist nicht apologetisch? Also ich kann nur sagen, wie es mir gegangen ist mit Horkheimer, Hannah Arendt und anderen. Damit haben wir, die sogenannten Achtundsechziger, Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre das Thema einfach ad acta gelegt, es durch diese großtheoretischen Ansätze als geklärt empfunden. Wenn wir dann noch besonders schlaue waren, lasen wir noch Ernst Fraenckels *Doppelstaat*. Und dann war uns das eigentlich genug in dieser Zeit. Wir sprachen dann von „dem“ System, „dem“ faschistischen System und „der“ Entwicklung bürgerlicher Staaten und von „dem“ Imperialismus. Aber die Neubewertungen, wenn ich es insgesamt betrachte, kommen eben doch aus den ins empirische Detail gehenden Untersuchungen. Eigentlich kann kein theoretischer Anspruch, kein theoretischer Ansatz der Zeit vor 1960 für sich in Anspruch nehmen, das Problem zureichend erklärt zu haben. Deswegen, glaube ich, war auch jemand wie Hilberg immer so störend, weil er eine Art des empirischen Zugangs vertrat, mit dem sich gar keiner anfreunden wollte.

AM: Die argumentative Stelle eines Systems der „Gesellschaft“ durch das System der Eisenbahntransporte zu erset-

zen ist ja auch ein Sich-Vergreifen an den großtheoretischen Ansätzen, das Hilberg schon seit den fünfziger Jahren vollzog. Es gibt allerdings einige Ansätze sozusagen mittlerer Reichweite, die schon in den dreißiger Jahren (auch noch in Deutschland) formuliert wurden, es gibt dann in den vierziger Jahren natürlich Neumann, das war aber in den sechziger Jahren kein Thema mehr in Anbetracht der Prominenz von Horkheimer und Adorno.

GA: Ja, ja, das ist alles erst später wieder aufgelegt worden. Neumann ist ja auch unangenehm empirisch.

WL: Ich möchte noch einmal zur Nichtthematisierung der NS-Geschichte der Geschichtswissenschaften in Verbindung mit der Frage der Modernität zurückkommen. Besteht nicht ein möglicher Zusammenhang auch darin, daß gerade Historiker wie Conze und Schieder als innovativ, als Reformatoren des Faches gelten? Aber waren es nicht gerade jene wissenschaftlichen Praktiken einer nationalsozialistischen Volksgeschichte, die heute vielfach als innovativ hervorgehoben werden, nämlich diese inter- und transdisziplinäre Verbindung von bevölkerungs-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Perspektiven, die vielleicht den wesentlichsten Beitrag von Historikern zu der Radikalisierungsdynamik hin zur Vernichtungspolitik dargestellt haben, einen viel wesentlicheren Beitrag, als irgendwelche Historiker, die mit historistischen Methoden gearbeitet haben?

GA: Möglicherweise. Aber Modernisierung ist ja auch etwas Unabweisbares; die Gesellschaft braucht das und macht das. Modernisierung findet mit einem gewissen Automatismus und einer gewissen Notwendigkeit statt. Das Problem in der Diskussion ist eigentlich, daß man den Begriff ‚Moderne‘ so schlicht normativ positiv besetzt. Dazu besteht gar kein Anlaß, und da finde ich die Einwände von Bauman und anderen sehr anregend, die-

sen Begriff weniger euphorisch zu gebrauchen. Jemand wie Jürgen Kocka wird sich wohl nie entschließen, die positive Besetzung des Begriffes „modern“ aufzugeben.

Die Entwicklung der ‚Volksgeschichte‘ in den dreißiger und vierziger Jahren hat sicher auch etwas mit der Dynamik der NS-Gesellschaft zu tun; daß man etwa – auf Vorläufern aufbauend – nun fächerübergreifend, transdisziplinär historische Fragestellungen komplexer zu sehen begann, sie mit ökonomischen, soziologischen, demographischen Fragestellungen verband, etwa am Beispiel des „Grenz- und Auslandsdeutschtums“. Und dies entspricht zusätzlich auch einer politischen Traditionslinie, die in Deutschland, ich fürchte leider auch in Österreich, nicht so schwach ist, nämlich die der sogenannten Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, dem Versuch des Ausgleiches von Problemen, die der liberale Kapitalismus mit sich bringt, durch sozialpolitische Maßnahmen, zusammengeführt im modernen deutschen Staat. Es kennzeichnet eigentlich alle unsere Systeme seit Bismarck, daß dieser Versuch auch mit einer gewissen Verbohrtheit unternommen wird, was unter anderem dazu führt, daß die Frage des Kollektiven, des „Volkswohls“, im Mittelpunkt steht. Sie wurde im Nationalsozialismus zuungunsten sogenannter „minderer Rassen“ oder „Völker“ auf die Spitze getrieben. Aber damit war ja kein Ende: Auch die DDR-Forschung und -Politik war völlig blind in diesem Punkt. Honeckers letzte Reden handeln immer nur von genau diesem Gesichtspunkt der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, die ganze Nostalgie der ehemaligen DDR-Bürger bezieht sich auf diesen Punkt.

AM: Gemeinnutz vor Eigennutz.

GA: Ja. Das findet sich auch in den Schiederschen Schriften und Ideenwelten, wo er beispielsweise sagt, der europäische

Nationalismus habe zu einem jeweils besonderen Weg der Vereinheitlichung des Nationalen und Sozialen geführt. Ein ganz vager Hinweis auf das Thema, über das wir gerade sprechen. Ein guter Teil der bundesrepublikanischen Sozialgeschichte geht einher entweder mit der direkten Mitgliedschaft oder doch mit einer ostentativen Zuneigung zur Sozialdemokratie. Es handelt sich um durchaus beaufremde Einflüsse.

AM: Sehen wir davon im Augenblick einmal ab und setzen dies als bekannt voraus. Die Lauseckersche Formulierung über die Volksgeschichte vorhin möchte ich ein wenig beeinspruchen oder wenigstens ergänzen. Ich selbst bin nicht geneigt, die historistischen Historiker aus ihrer Verantwortung zu entlassen, namentlich in Österreich. Nur weil die Kritik an der Sozialgeschichte gerade Konjunktur hat, sollte man auf die Kritik anderer Traditionen, die quantitativ wesentlich stärker ins Gewicht fallen, nicht vergessen.

Die Debatte darüber, wie „schützt“ die Majorität der deutschen Historiker einige ihrer Leitfiguren, die Frage nach der Involvierung der damals jüngeren Generation von Sozial- und Wirtschaftshistorikern in das „Vordenken“ des Vernichtungsprozesses und der Komplex der Selbstthematrisierung als Disziplin führen uns fast automatisch auch zum Problem, was tun Historiker eigentlich, oder was sollten sie tun. Wie läßt sich die Arbeit, die Aktivität oder auch die Position des Historikers in einer Gesellschaft in der Moderne beschreiben?

GA: Das weiß ich nicht. Historiker können natürlich wie Schauspieler, Sänger oder Musiker völlig unterschiedliche Dinge tun, sie können das eine oder das andere Instrument spielen. Das einzige Kriterium ist, daß das, was sie tun, einigemaßen plausibel und übersichtlich ist. Ich glaube auch, daß man sich dem sel-

ben Thema mit völlig unterschiedlichen, entgegengesetzten Methoden nähern soll und kann und nichts dagegen spricht, dies im Laufe des eigenen Wissenschaftlerlebens abzuwechseln, auch wenn es widersprüchlich erscheint. Das Recht, das Picasso hinsichtlich seiner Stilwechsel zugestanden wird, hat man als Historiker im Prinzip auch.

AM: Schieder und Conze auch?

GA: Doch, ja. Aber ich bin mir ganz unklar, was ein Historiker soll und darf. Wenn man sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigt, so geht es mir jedenfalls zunehmend, scheint zunächst einmal eine gewisse Demut gegenüber den Ereignissen angebracht.

Aber es gibt eben unterschiedliche historische Perioden: Wenn sich jetzt Historiker daran setzen und die DDR bearbeiten, dann stehen sie zwar vor dem Problem einer gewaltigen Menge an Material. Dennoch kommen sie in relativ kurzer Zeit zu einigermaßen klaren und vermutlich auch zu vorderhand unumstrittenen Einsichten, auch wenn diese mit der Zeit noch ein bißchen revidiert werden müssen. Ähnlich liegt der Fall der Geschichte der Bundesrepublik, etwa der frühen Adenauer-Ära. Man muß die Meinung der Autoren neu erschienener Bücher nicht teilen, aber man kann relativ rasch sagen, ob das gut oder schlecht gemacht ist, welche Methoden verwendet werden, ob die Darstellung in sich stimmt. So trägt dies alles zur normalen Geschichtsschreibung bei. Im Fall des Nationalsozialismus aber haben wir immer noch das Problem des Ungeklärten, des unendlich Umstrittenen, des völlig Kontroversen. Man begibt sich auch heute noch in Kämpfe und Auseinandersetzungen, die bei anderen Themen nicht so stark sind. Aber wie gesagt: Ich weiß es nicht, was man als Historiker tun soll, wißt Ihr das?

Aber man kann vielleicht sagen, was



man nicht machen soll, das gilt auch für mich, rückblickend und selbstkritisch. Man sollte nicht zu schnell mit umfassenden Erklärungsmodellen sein, noch dazu mit eindimensionalen, die allzu geschlossen sind, weil das der Geschichte der menschlichen Wirklichkeit im allgemeinen doch nicht entspricht. Sie sind nur bequem für die Gegenwart. Man müßte viel stärker die Widersprüchlichkeit, die Offenheit der Prozesse und auch die Ungeklärtheit mancher Fragen oder die Unmöglichkeit, sich ihnen zu stellen, respektieren. Uns bleiben immer nur Annäherungen, überwiegend wahrscheinlich extrem grobe Annäherungen an das, was war. Zunehmend skeptisch bin ich auch gegen eine geschichtsforschende Perspektive, die sagen wir einmal im Buch *Restlose Erfassung* vollkommen auf der Hand liegt und auch in meinen frühen Arbeiten zu den Euthanasie-Verbrechen eingenommen wurde: lediglich zu schreiben, um moralische und noch mehr kämpferisch-politische Maßstäbe für die Gegenwart zu gewinnen, darzulegen, was man auf jeden Fall zu verhindern, zu unterlassen, zu unterdrücken, zu bekämpfen hat. Aber es bleibt die Frage, was soll Geschichte, wie sollen wir forschen?

AM: Die Frage, was tun Historiker und was sollen sie tun, kann man in verschiedensten Richtungen stellen. Sollen sie zum Beispiel Kommissionen bilden, um Ansprüche aus der NS-Zeit zu klären? In Österreich gibt es im Augenblick wohl allzu späte Debatten um die Opfer der Arierisierung oder des Zwangsarbeitssystems, um Kunstraub und Raubgold. Heute übernehmen Historiker manchmal Funktionen in der Gesellschaft, die traditionell den Juristen oder den Politikern zugeschrieben werden. Die Grenzen der akademischen Historie werden so durchbrochen. Ist das im Sinne eines Engagements der Geschichte für die Gesellschaft sinnvoll oder notwendig?

GA: Daß Historiker Gutachten zu schreiben haben, läßt sich sicher nicht vermeiden. Dies gilt auch für andere Berufe. Man wird schlecht vermeiden können, daß man professionell gefragt wird, bitte erklär' uns, wie das war, oder, was war da los.

AM: In der Ludwigsburger Stelle zum Beispiel war das die Aufgabe auch der Staatsanwälte. Dieser Bereich ist zunehmend von der Geschichtsforschung übernommen worden.

GA: Staatsanwälte standen vor einer ganz anderen Aufgabe, die auch ihre Einengungen hat, da ja immer die individuelle Tat verfolgt werden muß – so es dem Strafgesetzbuch entspricht. Deswegen kann man einen Achtzehnjährigen, der rein zufällig in eine KZ-Wachmannschaft geraten ist, mit diesen Mitteln verfolgen, aber einen zweiunddreißigjährigen Historiker, der Umsiedlungsgutachten erstellte, nicht. Und da liegen eindeutig die Grenzen des juristisch Möglichen, das merken wir jetzt auch sehr stark an der juristischen Bearbeitung der DDR, da ist es im Prinzip ähnlich, obwohl die Justiz da einige Schritte weiter geht und die gesamten Befehlsstränge einbezieht. Das ist neu gegenüber dem Umgang mit dem Nationalsozialismus. Es gibt nun auch entsprechende Urteile der Obergerichte, die besagen, daß man in einer modernen arbeitsteiligen Gesellschaft von solchen Zusammenhängen ausgehen und dies auch strafrechtlich würdigen können muß. Das ist, wenn man so will, auch eine Verarbeitung dieser Erfahrung.

Bei den NS-Prozessen stützte man sich immer wieder auch auf historische Gutachten. Das Buch von Broszat, Krausnick, Buchheim u. a. *Anatomie des SS-Staates* war nichts anderes als ein für die damalige Zeit bedeutendes gerichtliches Gutachten, das man gar nicht hoch genug einschätzen kann, auch wenn man

klar sehen muß, daß die Autoren ja zum Teil von ihren Lehrern geprägt worden waren, Krausnick etwa war als NSDAP-Mitglied in demselben Forschungsverbund wie Schieder.

Als Gutachter läßt man allerdings keine Entscheidungsverantwortung auf sich, sondern das Gericht stellt einem bestimmte Fragen, die werden beantwortet, *lege artis*, so gut man kann, und das Gericht trifft dann eine Entscheidung. Im übrigen ist das ganze Verfahren öffentlich, es liegt alles offen zu Tage, wenigstens vom Prinzip, vom Ablauf her. Die Verantwortlichkeiten sind geklärt, das Ziel ist geklärt, der Zeitrahmen, in dem es stattfinden muß, ist geklärt, und das, was einem durch das Gericht zugemutet wird, ist klar. Auch in einem Kindschaftsprozeß werden genetische Vaterschaftsgutachten gemacht. Gut, da geht es schon sehr weit, weil hier das Gutachten oft das Urteil *de facto* ersetzt.

AM: Diese Vermischung scheint eben auch bei den Historikern oft ein Problem zu sein. Wenn in Österreich ein Neonazi wegen Wiederbetätigung angeklagt wird, dann wird mitunter ein Zeitgeschichteprofessor bestellt, der um gar nicht so wenig Geld in einem Gutachten feststellt, dieses Flugblatt ist Wiederbetätigung, jenes nicht. Der Sachverhalt selbst ist dabei oft so trivial, daß ein durchschnittlich informierter Richter diese Entscheidung selbst treffen könnte. Aber er sichert sich sozusagen durch ein fachwissenschaftliches Gutachten ab, was er im Fall eines simplen Diebstahls nicht tun würde. Und auch hier entspricht der Urteilsspruch in den allermeisten Fällen dem durch den Gutachter vorweggenommenen Urteil. Sollen Historiker stärker darauf achten, die Grenzen zwischen dem, was Historiker gewöhnlich tun, und dem, was Juristen gewöhnlich tun, nicht zu überschreiten, oder ist die Instabilität dieser

Grenzen der Logik der Sache selbst immanent?

GA: Stabil sind diese Grenzen bestimmt nicht. Ich persönlich finde es nicht schlecht, wenn Historiker sich staatsfern verhalten, wenn sie nicht herumspazieren und sagen, ich bin mit dem Bundeskanzler Kohl befreundet, wir haben da mindestens zwei Kollegen in Deutschland gehabt, die das ungefragt erzählt haben. Ich glaube, da muß man sehr vorsichtig sein und versuchen, klare Grenzen zu ziehen. Wenn man aber aufgefordert wird, ein Gutachten zu schreiben, wie das Deutsche Historische Museum eingerichtet werden soll, was da gezeigt werden soll, wenn man Schüler und Absolventen ermutigt, sich dort um eine Stelle zu bemühen, wo steht man dann? Das ist eine staatliche Veranstaltung, natürlich dient sie auch, wie vieles, wie alles, einer gewissen Selbstdarstellung, Repräsentanz, der Fixierung von Weltbildern. Und auch wenn wir schreiben, beteiligen wir uns – wenigstens indirekt – daran. Praktisch ist diese Grenze doch schwer zu ziehen. Aber man kann Fälle nennen wie diese österreichische Historikerkommission, in deren Zusammenhang eindeutig eine Verschiebung der Verantwortung von der Politik zur Wissenschaft stattfindet und zugleich eine Unklarheit hinsichtlich der Aufgaben und der Ergebnisse herrscht. Zugleich sind Verantwortungsverschiebung und Unklarheit offensichtlich politisch gewollt und gefördert. Und da sollte man sich überlegen, daran nicht mitzuarbeiten.

WL: Teil der Selbststilisierung einer sich links-liberal verstehenden Geschichtswissenschaft seit den sechziger Jahren war es, gesellschaftliche Relevanz für das eigene Tun als Historiker zu behaupten. Jetzt hat es den Anschein, daß in der Auseinandersetzung mit der Nazigeschichte von Historikern deren Tätigkeiten im Bereich einer angewandten Wissenschaft die

gesellschaftliche Relevanz abgesprochen werden soll. Es wird behauptet, die zur Diskussion stehenden Gutachten seien für die Praxis der Verbrechen nicht bedeutend gewesen. Bedarf die Diskussion der Relevanz nicht auch klarer normativer und ethischer Bezugspunkte?

GA: So allgemein formuliert ist das schwer zu beantworten. Das alles kann nur in wechselseitiger Kritik entschieden werden. Das ganze findet heute doch in einem sehr offenen System statt. Über die eigenen ethischen Bezugspunkte bin ich mir nicht so sicher. Zugrunde liegt oft eine Fülle von biographischen Motivationen, und oft sind es Zufälle, aus denen man bestimmten Fragen nachgeht. Meine NS-Forschung war zu Beginn sehr stark gesinnungsethisch orientiert. Das hat sich mit der Zeit, aufgrund auch meiner Arbeit, die meinen alternativen Optimismus hat schwächer werden lassen, verändert. Ich wurde, wenn man so will, professioneller. Was dann bleibt, sind Fragen, die einen interessieren, und die Fähigkeiten, die man erworben hat. Ich lernte, in Archiven zu arbeiten, ich bin da relativ schnell und inzwischen sehr routiniert, ich weiß, wo die Sachen liegen, und ich kenne mich nun ziemlich gut aus in dieser Archivwelt.

Die Fragestellung gewinne ich meistens eher zufällig, die Entstehung des Endlösungsbuches war reiner Zufall. Es ist aus einer ganz vertrackten Situation entstanden. Ich wollte von der Taz weg, der Jugoslawienkrieg, eine Reise nach Riga, wo ich mit ehemaligen Deutschbalten aus der DDR zusammen im Zug saß, brachte mir die Frage der Völkerverschiebung zu Bewußtsein, dann die schon längere Beschäftigung mit Eichmann und schließlich der Widerstand von Kocka, der dafür plädierte, die „Judenfrage“ aus einem Projekt über ethnische Zwangsumsiedlungen im zwanzigsten Jahrhundert auszunehmen. Ich beschäftigte mich dann

damit auch im Sinne meiner eigenen Defizite, schließlich hatten wir in unseren Schriften den Antisemitismus so ein bißchen künstlich verkleinert, er schien uns früher nicht so wichtig. Eine andere Frage, die mich heute beschäftigt, bezieht sich auf Ungarn 1943/44, auf den Vorlauf der Judendeportation aus Ungarn, und die Frage der Konzeptionen am Ende des Krieges. Ich hoffe, von daher auch rückblickend für die ganze Geschichte des Holocaust weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Und irgendwann möchte ich eben doch diese NS-Geschichte ins zwanzigste Jahrhundert hineinstellen. Und zwar ins europäische, und nicht ins deutsche.

Was sind das für Kriterien? Das sind reine Zufälle meiner eigenen Biographie. Ich bin doch auch nur ganz zufällig so NS-Forscher geworden. In der Schule haben wir die Leiserfilme vorgeführt bekommen, wir sahen Bilder vom Warschauer Ghetto und von der Befreiung der Konzentrationslager. Ich weiß das bis heute: Beim Abendessen kam die obligatorische Frage, „Na wie war's in der Schule?“, ich erzählte von diesen Bildern und merkte, wie die am Tisch sitzende Familie erstarrte. Dann habe ich gesagt „Und ihr habt das gewußt!“. Ist ja klar, so ein Fünfzehnjähriger. Aber ich glaube, derartiges kam in meiner Generation hunderttausendfach im Prinzip so vor. Dann war wieder nichts, und das Problem ist durch die Studentenbewegung gut überlagert worden.

Die Studentenbewegung hatte ihre eigenen Formen der Verdrängung. Am deutlichsten wurde das Problem der mangelhaften Auseinandersetzung mit der älteren Generation an der Berliner Freien Universität, wo wir einfach überhaupt nicht unterschieden zwischen den Altnazis, die da natürlich waren, und den Remigranten, also den Löwenthals, Fraenkels, Flechtheims. Das waren für uns im Zweifelsfall alle dieselben „System-

schweine“. Genau dieses Phänomen der Ignoranz gab es auch an anderen Universitäten. Wir – die linke Studentenschaft – neigten, wenn man es jetzt rückblickend betrachtet, viel eher zu einer Koalition mit einem Herrn vom Typus Schneider/Schwerte als zu einer Figur – der lebte damals nicht mehr – vom Typus Rothfels. Bei uns am Institut war der „böse“ Richard Löwenthal. Er vertrat zwei Dinge: Erstens, was hier gemacht wird, ist totalitär, tendenziell linksfaschistisch, es unterdrückt die freie Meinungsäußerung; und zweitens, und damit hat er recht behalten, durch die hemmungslose Demokratisierung der Universität, besser: durch das, was als Demokratisierung verstanden wurde, einerseits und durch den ganz schnellen, nur universitätsintern politisch gelenkten Stellenausbau zugunsten der Linken andererseits werde die Universität dauerhaft geschädigt, speziell die Möglichkeiten der Forschung und der intellektuellen Weiterentwicklung.

Das alles waren zunächst keine guten Voraussetzungen für historische Forschung. Und zunächst einmal habe ich versucht, das Proletariat zu revolutionieren. Ganz folgerichtig wurde mir Berufsverbot erteilt, was ich damals aber sehr angenehm fand. Ich ging verschiedenen Nichtbeschäftigungen nach. Später habe ich die Taz mitbegründet und ein Jahr später bin ich in die Redaktion eingetreten. Keine Historikerbiographie, insgesamt.

AM: Keine Historikernormalbiographie jedenfalls. Viele Leute beginnen mit einer Dissertation und arbeiten dann zehn weitere Jahre und machen irgendeine Karriere, oder heutzutage eben auch nicht, aufgrund bestimmter äußerer Umstände. Sie bleiben zumeist bei dem Thema, bei dem sie so ziemlich am Anfang ihres Studiums schon angekommen waren.

GA: Das ist auch nicht schlecht. Da

weiß man gleich, was man tut, und nicht erst hinterher. Viele meiner Arbeiten waren jedenfalls zunächst auch biographisch geprägt. Aus meinen Erlebnissen am Jugendamt Spandau entstand ein Buch. Meine Beschäftigung mit Fragen der Psychiatriereform und des Euthanasieproblems hing auch damit zusammen, daß eine meiner Töchter behindert ist. Zur NS-Forschung im engeren Sinn stieß ich erst, als mich ein Hamburger Staatsanwalt auf eine Serie von Akten aufmerksam machte. Er gab sie mir ganz einfach mit.

WL: Ulrich Herbert meinte, es hätte sich bei Ihnen ein Perspektivwechsel dahingehend vollzogen, daß bei den „Vordenkern“ die Pläne selbst die Bedeutung für die Radikalisierungsdynamik gehabt hätten, im Buch „*Endlösung*“ hätte das Scheitern der Pläne zur Radikalisierung geführt.

GA: Nein, die Perspektive ist einfach gewechselt. „*Endlösung*“ und *Vordenker der Vernichtung* beziehen sich zwar auf den selben Zeitraum. *Vordenker der Vernichtung* betrachtet das Problem von der planerischen, ministerialen, politikberatenden Ebene aus, „*Endlösung*“ aus der Sicht von Eichmanns Schreibtisch, es beschäftigt sich stärker mit der praktischen Seite der Deportation. Vor der Publikation der „*Endlösung*“ gab ich das Manuskript auch Susanne Heim zu lesen mit der Bitte, schau dir das einmal an auf die Frage, ob die dann hinterher sagen, Aly hat sich jetzt von dieser linksradikalen Heim endlich gelöst. Das fand sie nicht. Was jetzt im Hinblick auf die „Vordenker“ und die Planungsrationalität wirklich eine Revision ist, oder ein Erkenntniszugewinn, ist das: Zwar ist die vernichterische Zielsetzung der Pläne offensichtlich, aber die aber die konkret-praktische Vernichtungsdynamik entwickelte sich vor allem aus dem Scheitern der jeweiligen Pläne. Das

ist, glaube ich, für das zwanzigste Jahrhundert insgesamt, auch für das System der Sowjetunion, ein interessanter Gedanke, das Scheitern großer Planungsutopien. Aber dieser Ansatz macht die Planungsutopien überhaupt nicht besser oder anders und er delegitimiert nicht die Beschäftigung mit der Menschenfeindlichkeit dieser Pläne. Wir gewinnen nur einen zusätzlichen historischen Zusammenhang. Ich ziehe gerne den Vergleich mit dem Turmbau zu Babel, den man vielleicht als Urbild dieser Planungsverrücktheit nehmen muß. Gegen die Beschäftigung mit Planungsutopien ist ja immer wieder eingewandt worden, daß diese Pläne gar nicht realisierbar, daß sie verrückt gewesen wären. Aber darauf kommt es, wie das Beispiel Babel schon zeigt, gar nicht an, sondern es kommt ausschließlich darauf an, was die jeweils Beteiligten für realisierbar halten. Und wie sie ihre politische Praxis daraufhin richten und dann im Scheitern eines Projektes zum Beispiel den Schritt vom „traditionellen“ Judenmord zur industrieller Massenvernichtung gehen, und zwar aus dem Doppelten heraus: aus der Planungsrationaltät und aus dem Scheitern der Pläne. Die industrielle Massenvernichtung war eine kurzfristige Lösungsmöglichkeit, die sich für die Beteiligten aus der Mischung von Plan und Nichtrealisierbarkeit als die realisierbare Möglichkeit ergab.

AM: Alysche Publikationen oder auch Diskussionsauftritte führen mitunter zu Provokationen, auch der Kollegen. Die für mich stärkste Provokation ist, was ich den Alyschen historiographischen Optimismus nennen möchte. Um das zu illustrieren, zitiere ich den Satz: „Das Ereignis ist der Analyse zugänglich – mit gewöhnlichen historiographischen Mitteln.“ Die riesigen Bibliotheken, die mittlerweile über den Nationalsozialismus erschienen sind, weisen jedoch in das Ge-

genteil dieser Behauptung. Wenn man nicht davon ausgeht, daß alle Leute, die daran arbeiten, an einer Vertuschung interessiert waren, oder an einer Irreführung der eigenen Disziplin und der darüber hinausreichenden Öffentlichkeit, und wenn man festhält, daß sehr, sehr viel bis jetzt eben nicht – so einfach wenigstens nicht – zugänglich ist, dann ist das ein sehr provokanter Satz. „Das Ereignis“, „die Analyse“, das sind alles hochbrisante Begriffe. Und gleich danach lesen wir: „Das meiste davon erscheint uns nicht so fern, daß es nicht beschreibbar wäre.“ Das geht in dieselbe Richtung und könnte ebenfalls als historiographischer Optimismus bezeichnet werden. Läßt sich dergleichen wirklich aufrecht erhalten, in Anbetracht dessen, daß wir ja zusehen konnten und können und können werden, wie Historiographie ganz einfach scheitert und es nicht gelingt, etwas mit einfachen Mitteln zu beschreiben?

GA: Ja gut, aber da gibt es eben auch keine anderen. Was ich hier als Gegenfigur im Auge habe, ist etwa Dan Diner mit seinem ‚schwarzen Loch‘ des ‚Verstehens‘. Diese Version des ‚Verstehens‘ findet prinzipiell zu keinem Ende. Gleichzeitig besteht natürlich das Problem, daß das Wissen fragmentarisch bleibt, und daß wir am Schluß eben doch nicht so ganz genau alles wissen, und daß deshalb hinreichend offen formuliert werden muß. Aber die empirischen Arbeiten, zum Beispiel über Galizien, der empirische Teil von Goldhagen, die empirischen Arbeiten von Gerlach, aber auch die ältere Tradition, etwa Hilberg, das sind alles Annäherungen, die auf das ganz normale historiographische Mittel setzen. Alle diese Autoren würden bezweifeln, daß man da eine große und ganz besondere Theorie haben müsse, gerade für diese Zeit, um sie irgendwie zu verstehen. Das Problem, das den Historiker des Nationalsozialismus bis heute beschäftigt, sich ihm stellt,

ist, daß er mit einem Übermaß an moralischen Erwartungen konfrontiert ist. Und diesem Übermaß muß man erstmal solche Sätze entgegensetzen und sagen: Moment! Langsam! Das läßt sich alles erklären.

Mein Lieblingsbeispiel ist das folgende: Wahrscheinlich bis heute wird beim Besuch im Haus der Wannseekonferenz oder auch im Schulunterricht die berühmte Geschichte erzählt, daß man die Juden zum Schluß sogar gezwungen hat, ihre Kanarienvögel umzubringen. Das ist ja eine ganz besonders widerliche rassistische Verfahrensweise, man sieht hier sozusagen bis ins kleinste Detail diesen rassistischen Haß. Wenn man sich diesen Vorgang mit normalen historiographischen Mitteln ansieht, dann kommt man darauf, daß das Reichsernährungsministerium schon vor dem Krieg die Einschläferung aller deutschen Haustiere – mit Ausnahme der Katzen und Hunde auf dem Land, wo sie eine konkrete Funktion haben – vorsah. Der Hauptgrund dafür war, daß Haustiere im Jahr ungefähr die Lebensmittel für eineinhalb bis zwei Millionen Menschen essen. Das ist eine ganze Menge. Die Angelegenheit wurde Hitler vorgelegt, der sagte, das können wir nicht machen, das erinnert die Leute viel zu sehr an den Ersten Weltkrieg, geht nicht. Daraufhin schlug man im Ernährungsministerium vor, dann machen wir das wenigstens für die Juden. Das ging durch. Man kann das auch am Beispiel der Katze im Tagebuch Viktor Klemperers verfolgen, die ja auch gesetzeskonform eingeschläfert wurde.

Wir sehen daraus folgendes: Es gibt Maßnahmen, die allgemein überlegt werden, ja, die möglicherweise für die Kriegsführung insgesamt von Vorteil gewesen wären, aber die dann in der Durchführung nur reduziert werden auf bestimmte Minderheiten. Außerdem haben wir immer wieder mit eindeuti-

gen Interessensunterschieden zu tun. Das Reichslandwirtschaftsministerium (beziehungsweise seine Fachabteilungen) plante blind durch, sagte, „Geisteskranke“ weg, Haustiere weg usw. usw., und dann bricht sich das auf der politischen Ebene, wo die Fragen nach der Stimmung, der inneren „Kampfbereitschaft“, dem „Durchhaltewillen“ der deutschen Bevölkerung gestellt werden. Alles wird dann diskutiert und erhält daraufhin eine vom Entwurf verschiedene Form. Im Fall der Kanarienvögel und Hauskatzen sieht sie aus, wie eben dargestellt. Und so stelle ich mir die Anwendung normaler historiographischer Mittel vor: Auf die Fabel, die den Schulkindern erzählt wird, kann verzichtet werden, und damit auf diese ganze verrückte, überbordende Mythenbildung. WL: Ich würde gern noch einmal auf die Frage der Beschreibbarkeit zurückkommen. Bei Jean Améry findet sich 1977, im Vorwort zur Neuausgabe von *Jenseits von Schuld und Sühne*, der Satz „Die Geschichtsschreibung sieht allemal nur Einzelaspekte und vor lauter Bäumen den Wald nicht, den deutschen Wald des Dritten Reiches“. Améry legt dann weiter dar, daß er mit den verschiedenen zeitgenössischen Erklärungsversuchen nur wenig anfangen könne. Er gelangt zu dem Schluß: „Und alle ökonomischen Erklärungsversuche (...) sagen dem Augenzeugen nichts, sagen ihm ebensowenig wie die verfeinerten Spekulationen über die Dialektik der Aufklärung.“ Nichterklärbarkeit ist hier nicht nur ein Mythos, sondern eine Frage der Perspektive.

GA: Das würde ich ohne weiteres zugeben. Das erschreckende und schwierige ist ja, daß die Sichtweise der Opfer, was an Dokumenten der Ermordeten nachzulesen ist, etwa über ihre letzten Eindrücke vor der Vernichtung in manchen Ghetto-Tagebüchern, mit der Perspektive der Täter so wenig zu tun hat, und

daß das, was sich ereignete, so schwer parallel und sinnvoll verschränkt darzustellen ist. Vielleicht muß man einfach mit diesen unterschiedlichen Sichtweisen leben. Aus der Eichmann-Perspektive der Deportation ergibt sich ganz logisch – und man kann alle Schritte beschreiben –, wie sich seine vernichterischen Konzepte in dem Kreis dieser Umsiedler radikalisierten. So wurde zwar die „Germanisierung“ am Ende nicht geschafft, aber der Realität der Ghettos entledigte man sich innerhalb von zwei Jahren. Und dann kann man daneben sagen, der einzelne aus Stettin oder Wien deportierte Jude hat das in einer Weise erlebt, die damit gar nichts zu tun hat, und der berichtet folgendes ... Und dann muß es einfach so bleiben, so unverbunden.

AM: Aber das wäre ja ein Fall von Nichtzugänglichkeit, von Nichtbeschreibbarkeit.

GA: Richtig, also an diese Grenze kommt man dann vielleicht. Aber man muß an diese Grenze erst einmal hinwollen und nicht vorher sagen, es ist alles nicht beschreibbar. Das meinte ich vielleicht vorher mit Demut.

#### Anmerkung:

Götz Aly ist derzeit Redakteur der Berliner Zeitung und war im Wintersemester 1998/99 Gastprofessor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Er veröffentlichte unter anderem: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Hamburg 1991 (mit Susanne Heim); „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt am Main 1995; Macht Geist Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Berlin 1997. Werner Lausecker studiert Geschichte an der Universität Wien. Albert Müller arbeitet am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.